



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Berghoff-Ising, Franz: Eichsfelder Arbeiter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Parteien in unsern Vertretungskörpern führen die Sache des Verkannten, sein Einfluß an maßgebenden Stellen ist erstaunlich, und so wird er uns denn noch lange erhalten bleiben, um unsre Berufsstände zu durchfäuern und zu forumpiren und uns unter dem Schutze unsrer Gesetze auszuplündern. Wir werden ihm niemals gewachsen sein, und wir werden ihm lassen müssen, was er hat.

Aber wir werden uns auch um Hilfe nach einer andern Seite umsehen, und wieder ist es unser Staat, der hier allein helfen kann und wird. Er hat in seiner neuen Zollgesetzgebung den Willen ausgesprochen, die Kontrolle unsrer landwirtschaftlichen Zustände nicht ferner den internationalen Faisseurs zu überlassen; er muß nunmehr auch unser Kapital wieder zu dem machen, was es sein sollte.

Er wird zu diesem Behufe in weit höherm Maße als bisher ein Aufseher über alles werden müssen, was Geld erzeugt. Alles, was Kooperation heißt, wird seiner Aufsicht unterstellt werden, alle Privatmonopole werden in seinen Besitz übergehen müssen. Er wird selber Kapitalist werden müssen, damit wenigstens ein Teil der vom Volke erzeugten Werte wieder zu seinem Besten angelegt und verwandt werde, und er wird sich endlich dem nicht entziehen können, das große Kreditinstitut für alle Besitzenden zu werden, wenn diese unselige Quelle der Ausbeutung des Bedürftigen, der Bereicherung des Gewissenlosen endlich verstopft werden soll.

Die Arbeit und die Verantwortung würden sich um ein gewaltiges steigern, wenn er sich auch diesen Aufgaben noch unterzöge, aber auch die Ehre, der Ruhm und der Segen, die zu gewinnen sind.

Newyork, im Juni 1885.

R. H.



Eichsfelder Arbeiter.

Von Franz Berghoff-Ising.



eine Fülle des Interessanten insbesondere für den volkswirtschaftlichen Beurteiler, bietet das Eichsfeld, jenes kleine Ländchen, das sich von den nördlichen Ausläufern des Thüringer Waldes bis zu den südlichen Abhängen des Harzes erstreckt, östlich bis fast an Nordhausens „Goldne Aue“ reicht und westwärts an der Grenze von Hannover und Hessen endet. Eine alte kurmainzische Enklave, kam es 1803 an Preußen, und bildet jetzt einen zum Regierungsbezirk Erfurt gehörigen Bestandteil der Provinz Sachsen. Die Reformation vermochte sich selbstverständlich unter dem kurmainzischen Krummstabe nicht zu halten. Schon

sehr früh waren infolge der energischen Thätigkeit des Jesuitenordens, der in Heiligenstadt, der Hauptstadt des Ländchens, eine Niederlassung gründete, fast die letzten Spuren des Protestantismus wieder vertilgt. Zwar besteht auch heute noch in Heiligenstadt eine evangelische Gemeinde, die Angehörigen derselben sind jedoch fast ausschließlich im Laufe der Zeit eingewandert. In der Kirche dieser Gemeinde empfing im Jahre 1825 Heinrich Heine, der von dem nahen Göttingen herübergekommen war, die Taufe. Im übrigen aber ist das Eichsfeld inmitten der evangelischen Provinz Sachsen eine Hochburg des Katholizismus.*) Der Name „Eichsfeld“ soll, einer natürlich unverbürgten Sage nach, der man besonders häufig unter den Landleuten begegnet, darauf zurückzuführen sein, daß der heilige Bonifazius in dieser Gegend in der Nähe des Ortes Weismar auf dem Hülfsberge die Donnereiche fällte.

Das Ländchen ist, wie weithin bekannt ist, arm. Es ist derartig arg verrufen, daß man wohl sagen darf, es sei besser als sein Ruf. So entbehrt es z. B. nicht der landschaftlichen Schönheit; nach dieser Seite hin wenigstens verdient es nicht den Namen „Streichhölzerland,“ den man ihm spottend beigelegt hat. Der Boden aber ist wenig fruchtbar und bringt selbst bei harter, sorgfältigster Arbeit nicht genug Produkte hervor, um seine Bewohner zu nähren. Doch gilt dies nur von dem obern Eichsfelde. Das untere hannoversche Eichsfeld mit der Stadt Duderstadt kann sogar fruchtbar genannt werden; nennt man doch die Umgegend dieses Ortes die goldne Aue des Eichsfeldes. Auch mit der natürlichen Fundation des Bodens ist es schlecht bestellt; keinerlei Bergwerksbetrieb oder Fabrikbetrieb, der sich darauf gründete, ist vorhanden. Dagegen hat sich in Heiligenstadt selbst infolge der dortigen überaus niedrigen Arbeitslöhne eine bedeutsame Zigarrenfabrikation entwickelt, deren Inhaber jedoch nicht Eichsfelder, sondern größtenteils Bremer Kaufleute sind. Auch Baumwollwebereien und eine Nadelfabrik haben sich aus gleichem Grunde dort angesiedelt; auch diese Unternehmungen sind fast ausschließlich von Fremden hervorgerufen worden. Der eigentliche Eichsfelder ist wenig unternehmungslustig, schon deshalb nicht, weil das nötige Kapital nicht im Lande ist.

Die Bodenverteilung kann im allgemeinen eine günstige genannt werden; große Güter sind nicht vorhanden, ebensowenig eine zu weit gehende Zersplitterung des Grundbesitzes. Die Kargheit des Bodens zwingt aber die Leute, außerhalb der Heimat dem Erwerbe nachzugehen, eine Notwendigkeit, die von Einfluß auf die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Ländchens geworden ist. Es haben sich nämlich infolgedessen ganz eigentümliche Zustände ausgebildet, die das besondere Interesse jedes Volkswirtes hervorrufen müssen.

*) Als bezeichnende Kuriosität mag angeführt werden, daß die in Heiligenstadt erscheinenden „Eichsfelder Volksblätter“ bei den letzten Reichstagswahlen aufforderten, so schwarz zu wählen, daß „ein Rabe, schwarz wie Stiefelwische, sich gegen die Wahlurne ausnehme wie ein weißer Vogel.“

In jedem neuen Jahre, „sobald die ersten Lerchen schwirren,“ rüstet sich die unverheiratete weibliche Einwohnerschaft der Dörfer des Eichsfeldes „in die Welt zu gehen,“ wie man dort sagt. Schon gleich nach Weihnachten suchen Verwalter und Agenten der größeren Güter, der Zuckerfabriken Sachsens, Hannovers, Westfalens die Mädchen in ihren Dörfern auf, um durch festen Kontrakt für die bevorstehende Bestelungs- und Erntezeit, für die „Rübenkampagne“ — wie man jetzt so geschmackvoll sagt — sich Arbeitskräfte zu sichern. Da entsteht dann gewissermaßen ein Wettbewerb um die tüchtigsten und stärksten Mädchen. Der gewöhnliche Weg ist der, daß der Anwerber die Wanderlustigen durch den Polizeidiener in das Wirtshaus des Ortes entbietet. Dort heißt es nun, die Mädchen zu überreden, sich für ihn und keinen andern zu verpflichten: zuerst wird die Höhe des Arbeitslohnes vereinbart, durchschnittlich eine Mark für den Arbeitstag. Außer diesem Geldlohn beanspruchen aber die Arbeiterinnen noch mancherlei andres. So begegnete es einem Verwalter eines größeren Gutes der Paderborner Gegend, daß die Mädchen sich nur verpflichten wollten gegen die in den Kontrakt aufzunehmende Zusicherung, daß sie nicht etwa auf Strohsäcken, sondern auf Sprungfedermatratzen schlafen würden, ein Ansuchen, dem leider nicht Folge gegeben werden konnte. Auch „Zucker in den Kaffee“ ist keine seltne Forderung. Es wird wenigstens probirt. Hier und da gelingt es auch einmal, etwas außergewöhnliches durchzusetzen. Zugestanden wird in der Regel neben dem genannten Geldlohn: morgens eine Mehlsuppe oder Kaffee, mittags warmes Essen mit Fleisch, dergleichen abends, jedoch gewöhnlich ohne Fleisch, außerdem für den Kopf täglich 1 bis 1½ Liter Milch. Brot und Butter und etwaige andre Bedürfnisse haben die Arbeiterinnen aus eignen Mitteln zu beschaffen. Die Schlafräume, die den Leuten zugewiesen werden, lassen leider oft viel zu wünschen übrig; zehn bis fünfzehn Mädchen werden bisweilen in feuchten, kellerartigen Räumen zusammengepfercht. Doch gewährt Selbsthilfe meistens erfolgreichste und schnellste Remedur. Die Eichsfelder scheuen derartige Güter und Zuckerfabriken und sind nicht leicht zu bewegen, im nächsten Jahre dorthin zurückzukehren, wenn sie nicht schon mitten in der „Kampagne“ oder Erntezeit auf- und davonlaufen. So ist es nicht selten, daß ein Gut, oftmals eine ganze Gegend, von den Eichsfeldern gleichsam in Verruf erklärt wird, weil dort die Behandlung und die Beaufsichtigung strenger und dabei das Essen nicht so gut ist wie anderswo. In den Wintermonaten, in denen die Arbeiterinnen wieder in ihren Eichsfelder Dörfern weilen, bietet sich genug Zeit und Gelegenheit, sich untereinander und von Dorf zu Dorf zu verständigen, gute und schlechte Erfahrungen, die während des Sommers auf diesem und jenem Gute gemacht worden sind, einander mitzuteilen, sodaß im Frühjahr jedes Mädchen weiß, wo es gut und wo es schlecht ankommen wird.

Seit die Zuckerindustrie zu Anfang unsers Jahrzehnts einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, ist die Nachfrage nach geschulten, mit der Behand-

lung der Zuckerrübe vertrauten Arbeitskräften sehr gestiegen. Zu diesen Arbeiten eignen sich eben nach dem Urteile aller Landwirte die Eichsfelder ganz vorzüglich, während die Arbeiterbevölkerung in den Zuckerrübengegenden oft garnicht dazu zu gebrauchen ist — auch eine Wirkung der Arbeitsteilung, da die Eichsfelder sich nur selten und ungern andern Arbeiten unterziehen. Neuerdings hat man auch angefangen, polnische Arbeiter zu mieten, um so den oftmals alles Maß überschreitenden Forderungen der Eichsfelder aus dem Wege zu gehen. Die Erfahrungen aber, die man mit den polnischen Arbeitern gemacht hat, sind, wie wir von westfälischen Landwirten erfahren, keine guten. Sie stehen den Eichsfeldern weit nach, besonders was die Sorgfalt bei der Arbeit angeht, die gerade bei dem Auspflanzen und Anhäufen der Zuckerrübe von großer Wichtigkeit ist.

Der monatliche Verdienst der Eichsfelder Arbeiterinnen beläuft sich auf etwa dreißig Mark, oft auf mehr, da sogenannte Überstunden, die im Hochsommer früh morgens oder spät abends zum Tagespensum hinzukommen, besonders bezahlt werden, im Durchschnitt die Stunde mit zehn Pfennigen. Nach einer gewöhnlich siebenmonatlichen Arbeitszeit kehren die Arbeiterinnen mit einem Reinverdienst von 200 bis 220 Mark in ihr Eichsfeld zurück. Sowohl Hin- wie Rückfahrt geschieht meistens auf Kosten der Arbeitgeber.

Es sind somit recht ansehnliche Summen, die auf diese Weise dem Eichsfelde zufließen und so die notwendige Ergänzung zu der ungenügenden Ertragsfähigkeit des heimatischen Bodens abgeben. Während aber das junge Geschlecht auswärts war, haben die Alten die spärliche Ernte eingebracht, wozu die wenigen Kräfte mehr als ausreichend waren. Kein Wunder, daß die Dörfer im Sommer wie ausgestorben erscheinen, nur Kinder und alte Leute erblickt man vor den Thüren. Nur im Winter ist die gesamte Familie beisammen, nur da kann auch von einem eigentlichen Familienleben die Rede sein, da wird geliebt und wird gefreut.

Über alle Maßen lieben die Eichsfelder Gesang und Tanz. Da entschädigt man sich denn für alle Entbehrungen der Sommerzeit. Wie von alters her, ist der Tanzplatz der Ager bei der Dorflinde, wo auch alljährlich das Fest des Kirchenpatrons, die „Kirnmeß“, mit dreitägigem Tanzvergnügen gefeiert wird. Zu diesem Feste lassen sich die Mädchen in die Heimat beurlauben, und wären sie auch noch so weit entfernt, ja dieser Urlaub ist eine *conditio sine qua non* ihres Arbeitsvertrages. Die Musik machen sich die Eichsfelder selber, denn wohl nirgends ist das Musikantentum so zu Hause wie hier. Auch die Eichsfelder Musikanten durchziehen den größten Teil des Jahres in Trupps von sechs bis neun Mann ganz Deutschland, blasen und fideln sich ein hübsches Sümmechen zusammen, mit dem sie dann im beginnenden Winter zu Weib und Kind zurückkehren, um beim ersten Lerchenfang wieder in alle Welt zu ziehen. Bis nach Rußland hinein erstrecken sich die Streifzüge dieser gernde diot. An Musikantenehen mit neunmonatlicher Trennung im Jahre nimmt im Eichsfelde niemand

Anstoß, es geht einmal nicht anders, und so findet man sich leicht darein. Nicht selten greifen übrigens auch Weiber und Mädchen zu diesem lustigen Handwerk und ziehen als fahrende Harfenistinnen im Lande umher.

Viele Eichsfelder üben auch das Gewerbe der Wollkräger aus, eine Erwerbsquelle, die jedoch seit Jahren mehr und mehr versiegt. Seit die Hausindustrie dem Großbetriebe das Feld hat räumen müssen, ist diesem Erwerbe der Boden entzogen.

Trotz solchen Wanderlebens hält der Eichsfelder mit bewundernswerter Zähigkeit an seinen heimischen Sitten, Lebensgewohnheiten und Trachten fest. Die Tracht der Mädchen und Frauen ist, während fast allerwärts unsre nivellirende Zeit Gleichförmigkeit eingeführt hat, seit alten Zeiten unverändert geblieben. Die Mädchen tragen kurze und wenig über die Kniee reichende Röcke, am liebsten in möglichst bunten, schreienden Farben, um die Brust ein buntes Tuch geschlagen. Unverheiratete Mädchen tragen keinen Kopfsputz, dagegen ist die spitze Haube mit hinten herabhängenden langen Bändern das untrügliche Zeichen der Frauenwürde. Ein weiter Mantel von bedrucktem Rattun vervollständigt diese, wenn auch nicht besonders schöne, so doch typische Tracht der Eichsfelderin. Fast untrennbar von ihr ist der Tragkorb, der auf dem Rücken hängt. Nie wird sie anders als in diesem Korbe Lasten befördern, nie sieht man sie eine Bürde am Arm oder auf dem Kopfe tragen.



Ein politischer Dichter und Zeitungschreiber des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Schlusse des zehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe launig, daß der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall nach seiner Schädellehre beteuerte, „ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Über diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehltter Beruf gewesen.“ Nichts zu reden fand? Nun Gegenstände, welche dem Volksredner zu Bethätigung seiner Gabe hätten anreizen können, wären wie immer und überall so auch im Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts nur in allzureicher Fülle vorhanden gewesen; allein wo gab es damals in Deutschland außerhalb der Kanzeln einen Ort, von dem aus ein volkstümliches Rednertalent die Nation anregen, in gutem oder schlimmem Sinne auf sie hätte ein-